

Konzentration auf eigene Stärken

Was Gemeinden und Kirchenleitungen von der Altersforschung lernen können

JAN HERMELINK

„Strukturelle Vielfalt kann eine altersbedingte Last sein – sie bringt aber immer wieder auch neue Projekte, neue Perspektiven und Deutungen hervor.“ Schäferwagenkirche am Altmühlsee.

Die deutsche Gesellschaft altert. Und die Kirche lässt sich als eine alternde Institution begreifen. Was kann sie dabei von der Gerontologie lernen? Dieser Frage geht Jan Hermelink nach, der Praktische Theologie an der Universität Göttingen lehrt.

Gemeinde- und Kirchenleitungen, auch die Praktische Theologie entdecken derzeit das Thema Alter. Denn

auf Grund des demographischen Wandels agiert die Kirche in einer alternden Gesellschaft, und sie wird – noch stärker als bisher schon – auch selbst eine Institution älterer Menschen werden. Wissenschaftliche Einsichten zu Altersphasen, zu Dimensionen des Alterns und zu Altersbildern werden von daher in der kirchlichen Seelsorge und Diakonie, und zunehmend auch im Gottesdienst, in Gemeindepädagogik und Öffentlichkeitsarbeit wahrgenommen.

Im Folgenden möchte ich diese Rezeption der Altersforschung einen Schritt weiter treiben und auf das kirchliche Handeln im Ganzen, ja auf die Kirche selbst beziehen: Sie lässt sich ihrerseits als eine alternde Institution begreifen; sie muss mit ihren Kräften haushalten und sich von vielen Gewohnheiten verabschieden. Gemeinde- und Kirchenleitungen registrieren das Schwinden der organisatorischen Kräfte; sie stehen vor der Aufgabe, diesen Prozess

des institutionellen Alterns, der mit Verlustängsten, mit Trauerarbeit und viel Unsicherheit einhergeht, angemessen zu gestalten. Einsichten und Leitbilder, die in der sozialwissenschaftlichen Altersforschung verbreitet sind, könnten für diese Leitungsaufgabe Orientierung geben.

Zurückschauen. Je älter man wird, desto mehr interessiert man sich für die eigene Lebensgeschichte, für deren Wandlungen und rote Fäden, für Beziehungsbrüche und bleibende Muster. Zum individuellen Altern gehört das Bilanzieren dessen, was man erlebt, erlitten, erreicht und versäumt hat. Dieses Zurückschauen gewinnt weiter an Kontur, wenn es in den Kontext der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen gestellt wird.

Kraft aus der Rückschau

Auch die kirchliche Institution selbst interessiert sich, so scheint es, derzeit immer mehr für die eigene Geschichte. Zu den örtlichen Gemeinde- und den regionalen Diakonie-Jubiläen, oft mit aufwändigen Festschriften, kommen inzwischen allerhand Gerhardt-, Wichern- oder Calvinjahre, nicht zu vergessen die Lutherdekade.

Welche Kraft sich aus einer solchen Rückschau gewinnen lässt, das hat besonders die Aufarbeitung der kirchlichen Geschichte im Nationalsozialismus gezeigt. Wie Gemeinden und Einrichtungen hier verstrickt waren, kollaboriert haben, auch Widerstand leisteten – diese Rückschau verunsichert vielerorts bis heute; sie hat aber auch zu neuer Orientierung und Identitätsstiftung beigetragen.

Eine solche erneute Vergewisserung erhofft man sich derzeit auch von den großen Jubiläumsjahren und -dekaden. Aber der Blick wendet sich doch erst einmal zurück, und er ist oft nicht frei von Wehmut. Wer etwa die Geschichte der eigenen Gemeinde in den vergangenen vierzig oder fünfzig Jahren betrachtet, wird die atmosphärische Veränderung spüren: Die institutionelle, auch die theologische Aufbruchstimmung, die die Sechzigerjahre prägte, scheint für die Kirche der Gegenwart unwiederbringlich vorbei. Sich auf das Wesentliche konzentrieren? Wer die eigenen

Verluste und Grenzen akzeptiert, dem oder der mag es im Alter leichter fallen, sich auf wenige, besonders wichtige Beziehungen, Betätigungen und Lebensräume zu beschränken. Lange hat man in der Altersforschung daher von „Disengagement“ gesprochen: Wem die Kräfte schwinden, der oder die zieht sich zurück, setzt Prioritäten, konzentriert sich auf die verbleibenden Stärken.

Die alternde Kirche formuliert ihr „Disengagement“ gegenwärtig in ihrer Rede vom „Kerngeschäft“: Das diffuse Vielerlei von sozialen und kulturellen Aktivitäten sei einzuschränken, um geistliche Prioritäten setzen, um sich – bei schwindenden Kräften – auf die eigenen Stärken, auf das eigentliche Thema zu konzentrieren.

Freilich hat die Altersforschung herausgestellt, dass der zunehmende Rückzug auf bestimmte Interessen oder gar auf die eigene Person für das Alter keineswegs typisch ist. Vielmehr vermag der Mensch, sich immer wieder mit neuen Erlebnissen, neuen Anregungen und Herausforderungen bewusst auseinanderzusetzen. Auch die alternde Person kann offen, veränderbar, „plastisch“ bleiben. Der Bonner Persönlichkeitspsychologe Hans Thomae schrieb 1966:

„Güte, Abgeklärtheit und Gefasstheit sind [...] Anzeichen für das Maß, in

Altern bedeutet Veränderung von Bewältigungsstrategien.

dem eine Existenz geöffnet blieb, für das Maß also, in dem sie nicht zu Zielen, Absichten, Spuren von Erfolgen oder Misserfolgen gerann, sondern so plastisch und beeindruckbar blieb, dass sie selbst in der Bedrängnis und noch in der äußersten Düsternis den Anreiz zu neuer Entwicklung empfindet.“

Selbstdeutung statt Aktionismus. Was Hans Thomae in der Sprache der Existenzphilosophie formuliert, das wird in der aktuellen Forschung als Veränderung von „Bewältigungsstrategien“ beschrieben. Während jüngere Erwachsene alltägliche Probleme eher planvoll handelnd, orientiert an sozialer Unterstützung und zugleich konfrontativ angehen, tendieren Ältere eher dazu, be-

lastende und bedrohliche Situationen zu akzeptieren, Handlungsimpulse gleichsam zu zügeln, eine Vielfalt von Gefühlen zuzulassen. Was belastet, wird nicht so sehr durch aktives, auf Wirkung bedachtes Gestalten bearbeitet, sondern vielmehr durch Umdeutung und neue Bewertung: als Gelegenheit zu innerem Wachstum.

Eine Kirche, deren „Kerngeschäft“ aus der Deutung lebensgeschichtlicher Übergänge, auch gesellschaftlicher Umbrüche besteht, wird sich in diesen Kompetenzen des Alters wieder finden. Geht es in der Gemeindegarbeit immer wieder darum, Lebensgeschichten mit ihren Brüchen, auch mit ihrem Reichtum in das Licht der Gnade Gottes zu stellen – dann lässt sich genau diese kreative Umdeutung auch im Blick auf die Verlustgeschichte einer Gemeinde selbst erproben: Auch hier kann der institutionelle Bruch als Gelegenheit zu innerem Wachstum bewertet werden; auch hier ist eine bedrohliche Lage als Impuls zu begreifen, sich eben nicht auf „Spuren von Erfolgen und Misserfolgen“ festzulegen (Hans Thomae).

Vielfalt würdigen. Treten im Alter berufliche und / oder familiäre Verpflichtungen in den Hintergrund, so öffnet sich der Blick für viele bisher übersehe-

Der Bruch als Gelegenheit zu innerem Wachstum.

ne Lebensmöglichkeiten: für eine Fülle frei gewählter Tätigkeiten und Beziehungen, für „Potenziale“ und Lernchancen, die sich aus dem Reichtum der eigenen Biographie ergeben. Zugleich scheint im Alter die Fähigkeit zu wachsen, mit kognitiver und sozialer Komplexität umzugehen. Untersuchungen zeigen auch die Kreativität des Alters: die Fähigkeit, gerade aus der gewachsenen Vielfalt der Optionen etwas Neues, Unwartetes zu schaffen.

Auch wenn es den Großkirchen mitunter schwer fällt, die eigene institutionelle Vielfalt zu akzeptieren: Mit zunehmendem Alter haben sie eine beeindruckende Komplexität von Arbeitsfeldern und -Formen, von beruflichen Kompetenzen und Organisationsformen ausgebildet. Diese strukturelle Vielfalt mag gelegentlich eine (altersbedingte) Last

sein – sie bringt aber immer wieder auch neue Projekte, neue Perspektiven und Deutungen hervor. Die protestantische Vielstimmigkeit kann als Ausweis einer außerordentlichen Kreativität, eines hohen Innovationspotenzials der evangelischen Kirche gelten.

Potenzial des Alterns

Selbstbestimmung stärken. Die Wissenschaft, auch die Sozialpolitik verabschieden sich davon, ältere Menschen vor allem als Objekte von Betreuung und Beschäftigung zu sehen. Vielmehr werden sie mehr und mehr als beteiligte Subjekte wahrgenommen, als engagierte Gestalter ihres eigenen Lebens und ihrer sozialen Umwelt.

In der Kirche hat dieses Engagement der Älteren eine lange, wenn auch oft übersehene und missverstandene Tradition: im Amt der Kirchenältesten oder Presbyter. Empirische Untersuchungen zeigen, wie mit zunehmendem Alter nicht nur die Beteiligung an den Kirchenwahlen stark ansteigt, sondern dass auch in den Kirchenvorständen selbst relativ viele Ältere, nicht zuletzt ältere Männer engagiert sind.

Viele Pfarrer, auch Kirchenleitungen sehen dieses volkshkirchliche Wahlverhalten kritisch; im Ältestenkreis sollten – etwa durch Quoten für Jugendliche – doch möglichst alle Altersgruppen vertreten sein. Allerdings kann sich die Hochschätzung des Alters in den Leitungsgremien durchaus auf gewichtige protestantische Traditionen berufen. Calvin verstand die Presbyter als kirchliche Entsprechung zur politischen Leitungsrolle: Wie Ratsherren, wie Gemeinderäte und „Honoratioren“ sollten sie die finanziellen und baulichen, und durchaus auch die sittlichen Verhältnisse in der Gemeinde beaufsichtigen. Wenn die Ältesten des Ortes noch heute einen Platz im Presbyterium erhalten, dann zeigt sich darin die (kommunal-) politische, die öffentliche Bedeutung der Kirche – und es zeigt sich vielleicht auch die Hoffnung, dass (wenigstens) in der Kirche die Kompetenz und Erfahrung der „Ältesten“ gewürdigt wird.

Sich helfen lassen. Früher oder später gehört zum Altern auch die Erfahrung, auf Hilfe angewiesen zu sein. Das

Netz der familiären, nachbarlichen und professionellen Dienstleistungen muss allmählich dichter werden; wer pflegebedürftig wird, muss anderen Zutritt zu privaten Lebensräumen gewähren – und wird doch hoffen, gerade auf diese Weise ein Stück Autonomie zu bewahren.

Ebenso erfährt die alternde Kirche, wie sie in ihrer pädagogischen und diakonischen, auch in ihrer seelsorglichen Arbeit immer mehr auf die Hilfe anderer angewiesen ist. Die wachsende Bedeutung des Ehrenamtes mag auch der Einsicht folgen, das kirchliche Leben nicht mehr aus hauptamtlichen, professionell ausgebildeten und bezahlten Kräften allein aufrecht erhalten zu können. Wenn sich das kirchliche Leitbild perfekter, möglichst aufwändiger Betreuung zugunsten einer vielfältig vernetzter Begleitung in der Kirche wandelt, so steckt darin die Einsicht, dass die eigenen Kräfte schwinden – und zugleich steckt darin für die Kirche eine Chance, die gesellschaftlichen Umbrüche der Gegenwart gleichsam am eigenen Leib zu erfahren.

Der Ewigkeit vertrauen. Die gängigen sozialpolitischen Leitbilder, etwa im Altenbericht der Bundesregierung von 2005, betonen die „Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft“: Produktivität und Kreativität, Solidarität und Lernfähigkeit.

Ohne das zu bestreiten, weiß die Kirche doch auch: Das irdische Leben, auf das sich diese Leitbilder beziehen, ist umfassen von einem anderen, dem wahren Leben. Aus der Sicht Gottes ist Altern nicht das Letzte, sondern immer nur das Vorletzte, was vom Menschen zu sagen ist. Darum kann das kirchliche Handeln auch ein unproduktives, ein erstarrendes, ein dementes Altern würdigen – und darum kann es umgekehrt von den Älteren allerdings auch nicht erwarten, dass sie sich in diesem irdischen Leben, auch in dieser Kirche ganz zu Hause fühlen. Wenn die Christen ihr Bürgerrecht im Himmel haben (Philipper 3,20), dann werden sie das Altern der irdischen Kirche gelassen und verantwortlich gestalten – und dann werden sie vielleicht auch das Sterben dieser kirchlichen Gestalt getrost ertragen. ◀